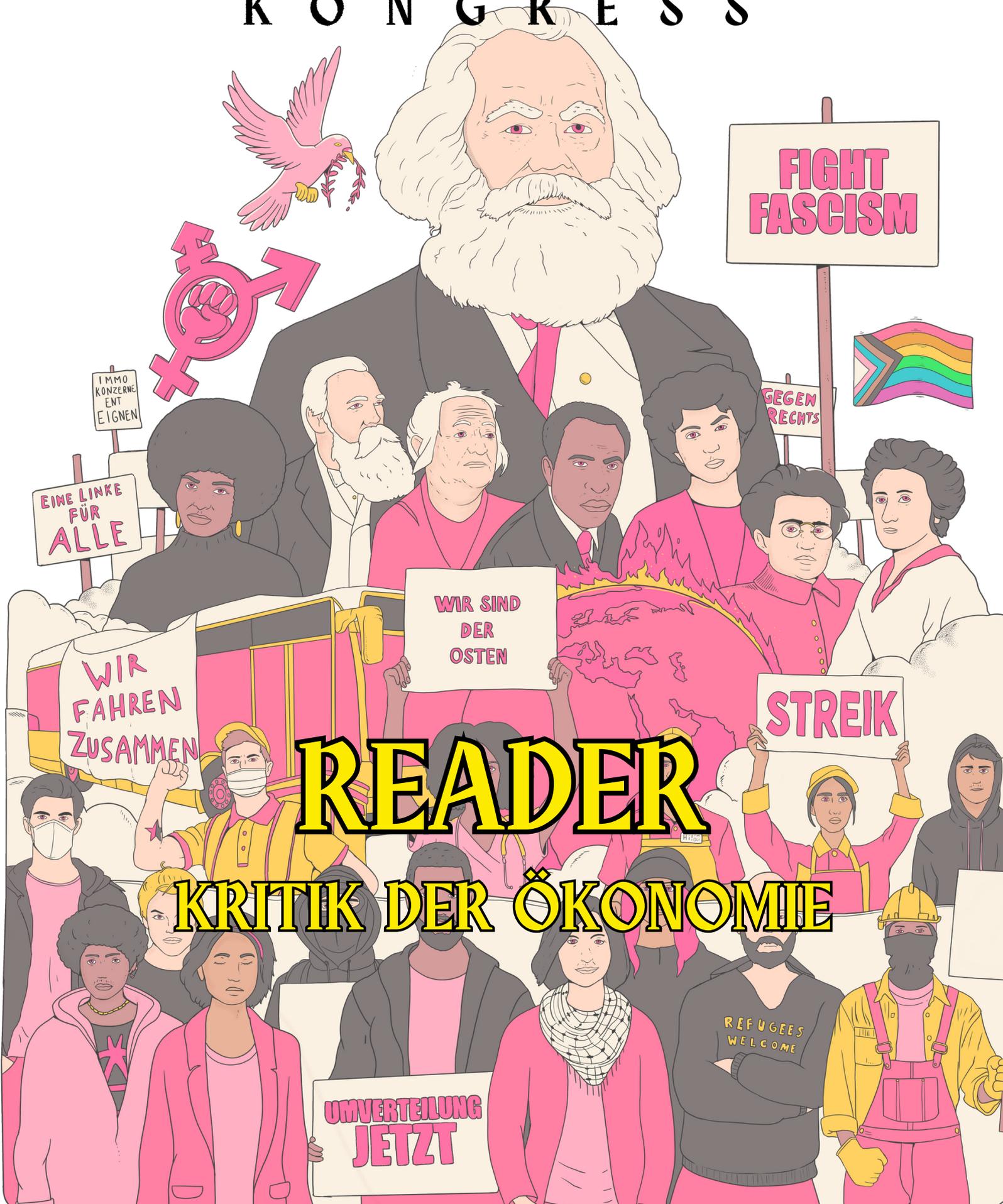


# MARX IS' MUSS

## K O N G R E S S



**READER**

**KRITIK DER ÖKONOMIE**

# EINLEITUNG

Wer für eine Gesellschaft ohne Ausbeutung und Unterdrückung kämpft, hat einen mächtigen Feind. Die kapitalistische Klasse stützt ihre Herrschaft nicht nur auf ihre wirtschaftliche Macht und die Waffen des Staates. Sie dominiert auch die Weise, wie wir die Welt verstehen. „Die herrschenden Ideen sind die Ideen der Herrschenden“, sagte Marx. Ihr wichtigstes Argument ist die Machtlosigkeit des Einzelnen. Uns wird gesagt: „Egal, wie schlecht der Kapitalismus funktioniert, er ist immer noch die beste aller möglichen Welten. Eine wirkliche freie, sozialistische Gesellschaft ohne Klassenherrschaft ist nur ein Traum, der nicht verwirklicht werden kann.“

Das ist nicht wahr. Das ist nur das, was wir denken sollen. Das Netzwerk Marx21 hat sich zur Aufgabe gemacht, einen revolutionären Pol in der Gesellschaft aufzubauen, der die Herrschenden mitsamt ihren Ideen bekämpft. Um Menschen dafür zu gewinnen ist es notwendig. Dass jede\*r Einzelne von uns am Arbeitsplatz, in der Schule, der Universität oder im Gespräch mit Freunden in der Lage ist, den herrschenden Argumenten etwas entgegenzusetzen. Eine revolutionäre Praxis erfordert eine revolutionäre Theorie. Diese Theorie nennen wir Marxismus.

Die Ablehnung neoliberaler Ansichten verbindet die Linke weltweit. Die These, der freie Markt in einer globalisierten Welt würde alles regeln und zu immer mehr Reichtum und Wachstum für alle führen, ist spätestens seit der Wirtschaftskrise 2008 immer schwerer zu verteidigen. Während der Neoliberalismus konjunkturelle Einbrüche auf zu hohe Staatsverschuldung und generell zu starken staatlichen Eingriffen in den Markt zurückführt, erklärt der Keynesianismus Krisen umgekehrt durch einen Mangel an staatlichen Eingriffen. Was beide Theorien gemeinsam haben: sie gehen davon aus, dass ein stabiler Kapitalismus möglich sei und scheitern daran, die kapitalistische Krisenhaftigkeit angemessen zu verstehen. Wie sieht ein alternatives Herangehen aus?

In diesem Seminar wollen wir uns mit der ökonomischen Theorie von Karl Marx auseinandersetzen, der zu seiner Zeit mit den liberalen Originalen konfrontiert war. Im ersten Teil wollen wir uns mit der Frage beschäftigen, warum die Ausbeutung der Arbeitskraft die Quelle aller Werte und Profite ist. Dafür findet ihr in diesem Reader einen Auszug aus Marx' Text „Lohn, Preis und Profit“. Es handelt sich dabei um das Manuskript einer Rede, die Marx 1865 bei einer Tagung der 1. Internationalen hielt – zwei Jahre vor der Veröffentlichung seines Hauptwerks Das Kapital. Erst dreißig Jahre später wurde der Text von seiner Tochter Eleanor veröffentlicht. In der Rede argumentiert Marx gegen die Ansicht, Arbeitskämpfe brächten nichts ein, da steigende Löhne automatisch zu höheren Warenpreisen führen würden. Dem hält er entgegen, dass der Wert einer Ware keineswegs allein durch die Lohnhöhe bestimmt werde. Erfolgreiche Arbeitskämpfe um höhere Löhne führen wohl zu einer Verminderung des Profits, den der Kapitalist einsackt, aber nicht zu einer Erhöhung des Warenwerts.

Im zweiten Teil werden wir uns genauer mit dem kapitalistischen „Sachzwang“ der Akkumulation und seinen Voraussetzungen beschäftigen. Wir wollen verstehen wie Veränderungen in einem Bereich der Wirtschaft, andere Bereiche bedingen und welche

Konsequenzen sich für die Lebensbedingungen und Löhne der Arbeiter\*innen daraus ergeben. Welchen Zusammenhang erkennt Marx zwischen Produktivitätssteigerungen und Profitrate und was meint der Marxsche Begriff der „organischen Zusammensetzung des Kapitals“? Mit diesem Instrumentarium wollen wir schließlich verstehen, warum Krisen dem kapitalistischen Wirtschaftssystem inhärent sind und wie es zu einer solchen kommen kann. Für diesen zweiten Teil werden wir ein einen Ausschnitt aus dem Buch „Die Revolutionären Ideen von Karl Marx“ von Alex Callinicos lesen. Zu den Texten haben wir euch jeweils Lesefragen dazu geschrieben, die euch durch die Texte führen sollen. Diese werden wir anschließend auch in Diskussionen klären. Beenden werden wir den Tag mit einer Abschlussdiskussion und der Klärung zentraler Begriffe der Marxschen Arbeitswerttheorie.

# LOHN, PREIS UND PROFIT

KARL MARX

## LESEFRAGEN

- Wie bestimmt Marx den Wert einer Ware?
- Warum ist der Tauschwert nicht ausreichend zur Bestimmung geeignet?
- Könnte man den Wert einer Ware nicht auch über den Arbeitslohn bestimmen?
- Was ist die Produktivkraft bei Marx?
- Was ist der Unterschied zwischen Arbeit und Arbeitskraft?
- Warum ist der\*die Arbeiter\*in gezwungen seine\*ihre Arbeitskraft zu verkaufen?
- Wie bestimmt sich der Wert der Ware Arbeitskraft?
- Wodurch entsteht der Mehrwert?

## 6. Wert und Arbeit

Bürger, ich bin jetzt in einen Punkt gelangt, wo ich auf die wirkliche Entwicklung der Frage eingehen muß. Ich kann nicht versprechen, daß ich dies in sehr zufriedenstellender Weise tun werde, weil ich sonst gezwungen wäre, das ganze Gebiet der politischen Ökonomie durchzunehmen. Ich kann, wie die Franzosen sagen würden, bloß "effleurer la question", die Hauptpunkte berühren.

Die erste Frage, die wir stellen müssen, ist die: Was ist der *Wert* einer Ware? Wie wird er bestimmt?

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß der Wert einer Ware etwas ganz *Relatives* und ohne die Betrachtung der einen Ware in ihren Beziehungen zu allen andern Waren gar nicht zu Bestimmendes ist. In der Tat, wenn wir vom Wert, vom Tauschwert einer Ware sprechen, meinen wir die quantitativen Proportionen, worin sie sich mit allen andern Waren austauscht. Aber dann erhebt sich die Frage: Wie werden die Proportionen reguliert, in denen Waren sich miteinander austauschen?

Wir wissen aus Erfahrung, daß diese Proportionen unendlich mannigfaltig sind. Nehmen wir eine einzelne Ware, z.B. Weizen, so finden wir, daß ein Quarter Weizen sich in fast unzähligen Variationen von Proportionen mit den verschiedensten Waren austauscht. Indes, *da sein Wert stets derselbe bleibt*, ob in Seide, Gold oder irgendeiner andern Ware ausgedrückt, so muß er etwas von diesen *verschiednen Proportionen des Austausches* mit verschiedenen Artikeln Unterschiedliches und Unabhängiges sein. Es muß möglich sein, diese mannigfachen Gleichsetzungen mit mannigfachen Waren in einer davon sehr verschiedenen Form auszudrücken.

Sage ich ferner, daß ein Quarter Weizen sich in bestimmter Proportion mit Eisen austauscht oder daß der Wert eines Quarters Weizen in einer bestimmten Menge Eisen

ausgedrückt wird, so sage ich, daß der Weizenwert und sein Äquivalent in Eisen *irgendeinem Dritten* gleich sind, das weder Weizen noch Eisen ist, weil ich ja unterstelle, daß beide dieselbe Größe in zwei verschiedenen Gestalten ausdrücken. Jedes der beiden, der Weizen und das Eisen, muß daher unabhängig vom andern reduzierbar sein auf dies Dritte, das ihr gemeinsames Maß ist.

[...]

Da die *Tauschwerte* der Waren nur *gesellschaftliche Funktionen* dieser Dinge sind und gar nichts zu tun haben mit ihren *natürlichen* Qualitäten, so fragt es sich zunächst: Was ist die gemeinsame *gesellschaftliche Substanz* aller Waren? Es ist die *Arbeit*. Um eine Ware zu produzieren, muß eine bestimmte Menge Arbeit auf sie verwendet oder in ihr aufgearbeitet werden. Dabei sage ich nicht bloß *Arbeit*, sondern *gesellschaftliche Arbeit*. Wer einen Artikel für seinen eignen unmittelbaren Gebrauch produziert, um ihn selbst zu konsumieren, schafft zwar ein *Produkt*, aber keine *Ware*. Als selbstwirtschaftender Produzent hat er nichts mit der Gesellschaft zu tun. Aber um eine *Ware* zu produzieren, muß der von ihm produzierte Artikel nicht nur irgendein *gesellschaftliches* Bedürfnis befriedigen, sondern seine Arbeit selbst muß Bestandteil und Bruchteil der von der Gesellschaft verausgabten Gesamtarbeitssumme bilden. Seine Arbeit muß unter die *Teilung der Arbeit innerhalb der Gesellschaft* subsumiert sein. Sie ist nichts ohne die andern Teilarbeiten, und es ist erheischt, daß sie für ihr Teil diese *ergänzt*.

Wenn wir *Waren als Werte* betrachten, so betrachten wir sie ausschließlich unter dem einzigen Gesichtspunkt der in ihnen *vergegenständlichten, dargestellten* oder, wenn es beliebt, *kristallisierten gesellschaftlichen Arbeit*. In dieser Hinsicht können sie sich nur *unterscheiden* durch die in ihnen repräsentierten größeren oder kleineren Arbeitsquanta, wie z.B. in einem seidnen Schnupftuch eine größere Arbeitsmenge aufgearbeitet sein mag als in einem Ziegelstein. Wie aber mißt man *Arbeitsquanta*? Nach der *Dauer der Arbeitszeit*, indem man die Arbeit nach Stunde, Tag etc. mißt. Um dieses Maß anzuwenden, reduziert man natürlich alle Arbeitsarten auf durchschnittliche oder einfache Arbeit als ihre Einheit.

Wir kommen daher zu folgendem Schluß. Eine Ware hat *Wert*, weil sie *Kristallisation gesellschaftlicher Arbeit* ist. Die *Größe* ihres Werts oder ihr *relativer Wert* hängt ab von der größeren oder geringeren Menge dieser in ihr enthaltenen gesellschaftlichen Substanz; d.h. von der zu ihrer Produktion notwendigen relativen Arbeitsmasse. Die *relativen Werte der Waren* werden daher bestimmt durch die *respektiven in ihnen aufgearbeiteten, vergegenständlichten, dargestellten Quanta* oder *Mengen von Arbeit*. Die *korrelativen Warenquanta*, die in *derselben Arbeitszeit* produziert werden können, sind *gleich*. Oder der Wert einer Ware verhält sich zum Wert einer andern Ware wie das Quantum der in der einen Ware dargestellten Arbeit zu dem Quantum der in der andern Ware dargestellten Arbeit.

Ich habe den Verdacht, daß viele von euch fragen werden: Besteht denn in der Tat ein so großer oder überhaupt irgendein Unterschied zwischen der Bestimmung der Werte der Waren durch den *Arbeitslohn* und ihrer Bestimmung durch die *relativen Arbeitsquanta*, die zu ihrer Produktion notwendig? Ihr müßt indes gewahr geworden sein, daß das *Entgelt* für die Arbeit und das *Quantum* der Arbeit ganz verschiedenartige Dinge sind.

Angenommen z.B., in einem Quarter Weizen und einer Unze Gold seien *gleiche Arbeitsquanta* dargestellt. Ich greife auf das Beispiel zurück, weil *Benjamin Franklin* es in seinem ersten Essay benutzt hat, der 1729 <im Manuskript irrtümlich: 1721> unter dem Titel "*A Modest Inquiry into the Nature and Necessity of a Paper Currency*" veröffentlicht wurde und worin er als einer der ersten der wahren Natur des Werts auf die Spur kam. Schön. Wir unterstellen nun, daß ein Quarter Weizen und eine Unze Gold *gleiche Werte* oder *Äquivalente* sind, weil sie *Kristallisationen gleicher Mengen von Durchschnittsarbeit* soundso vieler jeweils in ihnen dargestellter Arbeitstage oder -wochen sind. Nehmen wir nun dadurch, daß wir die relativen Werte von Gold und Korn bestimmen, in irgendeiner Weise Bezug auf die Arbeitslöhne des Landarbeiters und des Bergarbeiters? Nicht im geringsten. Wir lassen es ganz unbestimmt, *wie* ihre Tages- oder Wochenarbeit bezahlt, ja ob überhaupt Lohnarbeit angewandt worden ist. Geschah dies, so kann der Arbeitslohn sehr ungleich gewesen sein. Der Arbeiter, dessen Arbeit in dem Quarter Weizen vergegenständlicht ist, mag bloß 2 Bushel, der im Bergbau beschäftigte Arbeiter mag die eine Hälfte der Unze Gold erhalten haben. Oder, ihre Arbeitslöhne als gleich unterstellt, es können diese in allen erdenklichen Proportionen abweichen von den Werten der von ihnen produzierten Waren. Sie können sich auf die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, ein Fünftel oder jeden andern aliquoten Teil des einen Quarters Korn oder der einen Unze Gold belaufen. Ihre *Arbeitslöhne* können natürlich die Werte der von ihnen produzierten Waren nicht *überschreiten*, nicht *größer* sein, wohl aber können sie in jedem möglichen Grad *geringer* sein. Ihre *Arbeitslöhne* werden ihre *Grenze haben* an den *Werten* der Produkte, aber die *Werte ihrer Produkte* werden nicht ihre Grenze haben an ihren Arbeitslöhnen. Was indes die Hauptsache: die Werte, die relativen Werte von Korn und Gold z.B., sind ohne jede Rücksicht auf den Wert der angewandten Arbeit, d.h. den *Arbeitslohn*, festgesetzt worden. Die Bestimmung der Werte der Waren durch die *in ihnen dargestellten relativen Arbeitsquanta* ist daher etwas durchaus Verschiedenes von der tautologischen Manier, die Werte der Waren durch den Wert der Arbeit oder den *Arbeitslohn* zu bestimmen. Dieser Punkt wird indes im Fortgang unserer Untersuchung noch näher beleuchtet werden.

Bei Berechnung des Tauscherts einer Ware müssen wir zu dem Quantum der *zuletzt* auf sie angewandten Arbeit noch das *früher* in dem Rohstoff der Ware aufgearbeitete Arbeitsquantum hinzufügen, ferner die Arbeit, die auf Geräte, Werkzeuge, Maschinerie und Baulichkeiten verwendet worden, die bei dieser Arbeit mitwirken. Zum Beispiel ist der Wert einer bestimmten Menge Baumwollgarn die Kristallisation des Arbeitsquantums, das der Baumwolle während des Spinnprozesses zugesetzt worden, des Arbeitsquantums, das früher in der Baumwolle selbst vergegenständlicht worden, des Arbeitsquantums, vergegenständlicht in Kohle, Öl und andern verbrauchten Hilfsstoffen, des Arbeitsquantums, dargestellt in der Dampfmaschine, den Spindeln, den Fabrikgebäuden usw. Die Produktionsinstrumente im eigentlichen Sinn, wie Werkzeuge, Maschinerie, Baulichkeiten, dienen für eine längere oder kürzere Periode immer aufs neue während wiederholter Produktionsprozesse. Würden sie auf einmal verbraucht wie der Rohstoff, so würde ihr ganzer Wert auf einmal auf die Waren übertragen, bei deren Produktion sie mitwirken. Da aber eine Spindel z.B. nur nach und nach verbraucht wird, so wird auf Grund der Durchschnittszeit, die sie dauert, und ihrer allmählichen Abnutzung oder ihres durchschnittlichen Verschleißes während einer bestimmten Periode, sage eines Tages, eine Durchschnittsberechnung angestellt. Auf diese Weise berechnen wir, wieviel vom Wert der Spindel auf das täglich gesponnene Garn übertragen

wird und wieviel daher von der Gesamtmenge der z.B. in einem Pfund Garn vergegenständlichten Arbeit auf die früher in der Spindel vergegenständlichte Arbeit kommt. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es nicht notwendig, länger bei diesem Punkt zu verweilen.

Es könnte scheinen, daß, wenn der Wert einer Ware bestimmt ist durch das *auf ihre Produktion verwendete Arbeitsquantum*, je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil die Zeit desto größer, die zur Verfertigung der Ware erheischt. Dies wäre jedoch ein bedauerlicher Irrtum. Ihr werdet euch erinnern, daß ich das Wort "gesellschaftliche Arbeit" gebrauchte, und diese Qualifizierung "gesellschaftlich" schließt viele Momente in sich. Sagen wir, der Wert einer Ware werde bestimmt durch das in ihr aufgearbeitete oder kristallisierte *Arbeitsquantum*, so meinen wir *das Arbeitsquantum, notwendig* zu ihrer Produktion in einem gegebenen Gesellschaftszustand, unter bestimmten gesellschaftlichen Durchschnittsbedingungen der Produktion, mit einer gegebenen gesellschaftlichen Durchschnittsintensität und Durchschnittsgeschicklichkeit der angewandten Arbeit. Als in England der Dampfwebstuhl mit dem Handwebstuhl zu konkurrieren begann, ward nur halb soviel Arbeitszeit erforderlich wie früher, um eine gegebne Menge Garn in eine Eile Baumwollgewebe oder Tuch zu verwandeln. Der arme Handweber arbeitete jetzt 17 oder 18 Stunden täglich statt 9 oder 10 Stunden früher. Aber das Produkt seiner zwanzigstündigen Arbeit repräsentierte jetzt nur noch 10 Stunden gesellschaftliche Arbeit oder 10 Stunden Arbeit, gesellschaftlich notwendig, um eine bestimmte Menge Garn in Textilstoffe zu verwandeln. Das Produkt seiner 20 Stunden hatte daher nicht mehr Wert als das Produkt seiner frühern 10 Stunden.

Wenn nun das Quantum der in den Waren vergegenständlichten gesellschaftlich notwendigen Arbeit ihre Tauschwerte reguliert, so muß jede Zunahme des zur Produktion einer Ware erforderlichen Arbeitsquantums ebenso ihren Wert vergrößern, wie jede Abnahme ihn vermindern muß.

Blieben die zur Produktion der respektiven Waren notwendigen respektiven Arbeitsquanta konstant, so wären ihre relativen Werte ebenfalls konstant. Dies ist jedoch nicht der Fall. Das zur Produktion einer Ware notwendige Arbeitsquantum wechselt ständig mit dem Wechsel in der Produktivkraft der angewandten Arbeit. Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto mehr Produkt wird in gegebner Arbeitszeit verfertigt, und je geringer die Produktivkraft der Arbeit, desto weniger. Ergibt sich z.B. durch das Wachstum der Bevölkerung die Notwendigkeit, minder fruchtbaren Boden in Bebauung zu nehmen, so könnte dieselbe Menge Produkt nur erzielt werden, wenn eine größere Menge Arbeit verausgabt würde, und der Wert des landwirtschaftlichen Produkts würde folglich steigen. Andererseits, wenn ein einzelner Spinner mit modernen Produktionsmitteln in einem Arbeitstag eine vieltausendmal größere Menge Baumwolle in Garn verwandelt, als er in derselben Zeit mit dem Spinnrad hätte verspinnen können, so ist es klar, daß jedes einzelne Pfund Baumwolle vieltausendmal weniger Spinnarbeit aufsaugen wird als vorher und folglich der durch das Spinnen jedem einzelnen Pfund Baumwolle zugesetzte Wert tausendmal kleiner sein wird als vorher. Der Wert des Garns wird entsprechend sinken.

Abgesehen von den Unterschieden in den natürlichen Energien und den erworbenen Arbeitsgeschicken verschiedener Völker muß die Produktivkraft der Arbeit in der Hauptsache abhängen:

1. von den *Naturbedingungen* der Arbeit, wie Fruchtbarkeit des Bodens, Ergiebigkeit der Minen usw.
2. von der fortschreitenden Vervollkommnung der *gesellschaftlichen Kräfte der Arbeit*, wie sie sich herleiten aus Produktion auf großer Stufenleiter, Konzentration des Kapitals und Kombination der Arbeit, Teilung der Arbeit, Maschinerie, verbesserten Methoden, Anwendung chemischer und anderer natürlicher Kräfte, Zusammendrängung von Zeit und Raum durch Kommunikations- und Transportmittel und aus jeder andern Einrichtung, wodurch die Wissenschaft Naturkräfte in den Dienst der Arbeit zwingt und wodurch der gesellschaftliche oder kooperierte Charakter der Arbeit zur Entwicklung gelangt. Je größer die Produktivkraft der Arbeit, desto kleiner die auf eine gegebne Menge Produkt verwendete Arbeit; desto kleiner also der Wert des Produkts. Je geringer die Produktivkraft der Arbeit, desto größer die auf dieselbe Menge Produkt verwendete Arbeit; desto größer also sein Wert. Als allgemeines Gesetz können wir daher aufstellen:

*Die Werte der Waren sind direkt proportional den auf ihre Produktion angewandten Arbeitszeiten und umgekehrt proportional der Produktivkraft der angewandten Arbeit.*

[...]

## **7. Die Arbeitskraft**

Nachdem wir nun, soweit es in so flüchtiger Weise möglich war, die Natur des *Werts*, des *Werts jeder beliebigen Ware* analysiert haben, müssen wir unsre Aufmerksamkeit dem spezifischen *Wert der Arbeit* zuwenden. Und hier muß ich euch wieder mit einem scheinbaren Paradoxon überraschen. Ihr alle seid fest überzeugt, daß, was ihr täglich verkauft, eure Arbeit sei; daß daher die Arbeit einen Preis habe und daß, da der Preis einer Ware bloß der Geldausdruck ihres Werts, es sicherlich so etwas wie den *Wert der Arbeit* geben müsse. Indes existiert nichts von der Art, was im gewöhnlichen Sinn das Wortes *Wert der Arbeit* genannt wird. Wir haben gesehn, daß die in einer Ware kristallisierte Menge notwendiger Arbeit ihren Wert konstituiert. Wie können wir nun, indem wir diesen Wertbegriff anwenden, sage den Wert eines zehnstündigen Arbeitstags bestimmen? Wieviel Arbeit enthält dieser Arbeitstag? Zehnstündige Arbeit. Vom Wert eines zehnstündigen Arbeitstags aussagen, er zehnstündiger Arbeit oder dem darin enthaltenen Arbeitsquantum gleich sei, wäre ein tautologischer und überdies unsinniger Ausdruck. Nachdem wir einmal den richtigen, aber versteckten Sinn des Ausdrucks "*Wert der Arbeit*" gefunden, werden wir natürlich imstande sein, diese irrationale und anscheinend unmögliche Anwendung des Begriffs Wert richtig zu deuten, ebenso wie wir imstande sein werden, die scheinbare oder bloß phänomenale Bewegung der Himmelskörper zu erkennen, nachdem wir einmal ihre wirkliche Bewegung erkannt.

Was der Arbeiter verkauft, ist nicht direkt seine *Arbeit*, sondern seine *Arbeitskraft*, über die er dem Kapitalisten vorübergehend die Verfügung überläßt. Dies ist so sehr der Fall, daß - ich weiß nicht, ob durch englisches Gesetz, jedenfalls aber durch einige Gesetze auf dem Kontinent - die *maximale Zeitdauer*, wofür ein Mann seine Arbeitskraft verkaufen darf, festgestellt ist. Wäre es ihm erlaubt, das für jeden beliebigen Zeitraum zu tun, so wäre ohne weiteres die Sklaverei wiederhergestellt. Wenn solch ein Verkauf sich z.B. auf seine ganze Lebensdauer erstreckte, so würde er dadurch auf einen Schlag zum lebenslänglichen Sklaven seines Lohnherrn gemacht.

[...]

Was ist nun also der *Wert der Arbeitskraft*?

Wie der jeder andern Ware ist der Wert bestimmt durch das zu ihrer Produktion notwendige Arbeitsquantum. Die Arbeitskraft eines Menschen existiert nur in seiner lebendigen Leiblichkeit. Eine gewisse Menge Lebensmittel muß ein Mensch konsumieren, um aufzuwachsen und sich am Leben zu erhalten. Der Mensch unterliegt jedoch, wie die Maschine, der Abnutzung und muß durch einen andern Menschen ersetzt werden. Außer der zu *seiner eignen* Erhaltung erheischten Lebensmittel bedarf er einer andern Lebensmittelmenge, um eine gewisse Zahl Kinder aufzuziehn, die ihn auf dem Arbeitsmarkt zu ersetzen und das Geschlecht der Arbeiter zu verewigen haben. Mehr noch, um seine Arbeitskraft zu entwickeln und ein gegebenes Geschick zu erwerben, muß eine weitere Menge von Werten verausgabt werden. Für unsern Zweck genügt es, nur *Durchschnittsarbeit* in Betracht zu ziehn, deren Erziehungs- und Ausbildungskosten verschwindend geringe Größen sind. Dennoch muß ich diese Gelegenheit zu der Feststellung benutzen, daß, genauso wie die Produktionskosten für Arbeitskräfte verschiedener Qualität nun einmal verschieden sind, auch die Werte der in verschiedenen Geschäftszweigen beschäftigten Arbeitskräfte verschieden sein müssen. Der Ruf nach *Gleichheit der Löhne* beruht daher auf einem Irrtum, ist ein unerfüllbarer *törichter* Wunsch. Er ist die Frucht jenes falschen und platten Radikalismus, der die Voraussetzungen annimmt, die Schlußfolgerungen aber umgehn möchte. Auf Basis des Lohnsystems wird der Wert der Arbeitskraft in derselben Weise festgesetzt wie der jeder andern Ware; und da verschiedene Arten Arbeitskraft verschiedene Werte haben oder verschiedene Arbeitsquanta zu ihrer Produktion erheischen, so *müssen* sie auf dem Arbeitsmarkt verschiedene Preise erzielen. Nach *gleicher oder gar gerechter Entlohnung* auf Basis des Lohnsystems rufen, ist dasselbe, wie auf Basis des Systems der Sklaverei nach *Freiheit* zu rufen. Was ihr für recht oder gerecht erachtet, steht nicht in Frage. Die Frage ist: Was ist bei einem gegebenem Produktionssystem notwendig und unvermeidlich?

Nach dem Dargelegten dürfte es klar sein, daß der *Wert der Arbeitskraft* bestimmt ist durch den *Wert der Lebensmittel*, die zur Produktion, Entwicklung, Erhaltung und Verewigung der Arbeitskraft erheischt sind.

## **8. Die Produktion des Mehrwerts**

Unterstellt nun, daß die Produktion der Durchschnittsmenge täglicher Lebensmittel für einen Arbeitenden 6 *Stunden Durchschnittsarbeit* erheischt. Unterstellt überdies auch, 6 Stunden *Durchschnittsarbeit* seien in einem Goldquantum gleich 3 sh.

vergegenständlicht. Dann wären 3 sh. der *Preis* oder Geldausdruck des *Tageswerts* der *Arbeitskraft* jenes Mannes. Arbeitete er täglich 6 Stunden, so würde er täglich einen Wert produzieren, der ausreicht, um die Durchschnittsmenge seiner täglichen Lebensmittel zu kaufen oder sich selbst als Arbeitenden am Leben zu erhalten.

Aber unser Mann ist ein Lohnarbeiter. Er muß daher seine Arbeitskraft einem Kapitalisten verkaufen. Verkauft er sie zu 3 sh. per Tag oder 18 sh. die Woche, so verkauft er sie zu ihrem Wert. Unterstellt, er sei ein Spinner. Wenn er 6 Stunden täglich arbeitet, wird er der Baumwolle einen Wert von 3 sh. täglich zusetzen. Dieser von ihm täglich zugesetzte Wert wäre exakt ein Äquivalent für den Arbeitslohn oder Preis seiner Arbeitskraft, den er täglich empfängt. Aber in diesem Fall käme dem Kapitalisten *keinerlei Mehrwert* oder *Mehrprodukt* zu. Hier kommen wir also an den springenden Punkt.

Durch Kauf der Arbeitskraft des Arbeiters und Bezahlung ihres Werts hat der Kapitalist, wie jeder andre Käufer, das Recht erworben, die gekaufte Ware zu konsumieren oder zu nutzen. Man konsumiert oder nutzt die Arbeitskraft eines Mannes, indem man ihn arbeiten läßt, wie man eine Maschine konsumiert oder nutzt, indem man sie laufen läßt. Durch Bezahlung des Tages- oder Wochenwerts der Arbeitskraft des Arbeiters hat der Kapitalist daher das Recht erworben, diese Arbeitskraft während *des ganzen Tags* oder *der ganzen Woche* zu nutzen oder arbeiten zu lassen. Der Arbeitstag oder die Arbeitswoche hat natürlich bestimmte Grenzen, die wir aber erst später betrachten werden.

Für den Augenblick möchte ich eure Aufmerksamkeit auf einen entscheidenden Punkt lenken.

Der *Wert* der Arbeitskraft ist bestimmt durch das zu ihrer Erhaltung oder Reproduktion notwendige Arbeitsquantum, aber die *Nutzung* dieser Arbeitskraft ist nur begrenzt durch die aktiven Energien und die Körperkraft des Arbeiters. Der Tages- oder Wochenwert der Arbeitskraft ist durchaus verschieden von der täglichen oder wöchentlichen *Betätigung* dieser Kraft, genauso wie das Futter, dessen ein Pferd bedarf, durchaus verschieden ist von der Zeit, die es den Reiter tragen kann. Das Arbeitsquantum, wo durch der *Wert* der Arbeitskraft des Arbeiters begrenzt ist, bildet keineswegs eine Grenze für das Arbeitsquantum, das seine Arbeitskraft zu verrichten vermag. Nehmen wir das Beispiel unsres Spinners. Wir haben gesehn, daß er, um seine Arbeitskraft täglich zu reproduzieren, täglich einen Wert von 3 sh. reproduzieren muß, was er dadurch tut, daß er täglich 6 Stunden arbeitet. Dies hindert ihn jedoch nicht, 10 oder 12 oder mehr Stunden am Tag arbeiten zu können. Durch die Bezahlung des Tages- oder Wochenwerts der Arbeitskraft des Spinners hat nun aber der Kapitalist das Recht erworben, diese Arbeitskraft während *des ganzen Tags* oder *der ganzen Woche* zu nutzen. Er wird ihn daher zwingen, sage 12 Stunden täglich zu arbeiten. *Über* die zum Ersatz seines Arbeitslohns oder des Werts seiner Arbeitskraft erheischten 6 Stunden *hinaus* wird er daher noch 6 *Stunden* zu arbeiten haben, die ich *Stunden der Mehrarbeit* nennen will, welche Mehrarbeit sich vergegenständlichen wird in einem *Mehrwert* und einem *Mehrprodukt*. Wenn unser Spinner z.B. durch seine täglich sechsstündige Arbeit der Baumwolle einen Wert von 3 sh. zusetzt, einen Wert, der exakt ein Äquivalent für seinen Arbeitslohn bildet, so wird er der Baumwolle in 12 Stunden einen Wert von 6 sh. zusetzen und *ein entsprechendes Mehr an Garn* produzieren. Da er seine Arbeitskraft dem

Kapitalisten verkauft hat, so gehört der ganze von ihm geschaffne Wert oder sein ganzes Produkt dem Kapitalisten, dem zeitweiligen Eigentümer seiner Arbeitskraft. Indem der Kapitalist 3 sh. vorschießt, realisiert er also einen Wert von 6 sh., weil ihm für den von ihm vorgeschossenen Wert, worin 6 Arbeitsstunden kristallisiert sind, ein Wert zurückerstattet wird, worin 12 Arbeitsstunden kristallisiert sind. Durch tägliche Wiederholung desselben Prozesses wird der Kapitalist täglich 3 sh. vorschießen und täglich 6 sh. einstecken, wovon eine Hälfte wieder auf Zahlung des Arbeitslohns geht und die andre Hälfte den *Mehrwert* bildet, für den der Kapitalist kein Äquivalent zahlt. Es ist *diese Art Austausch zwischen Kapital und Arbeit*, worauf die kapitalistische Produktionsweise oder das Lohnsystem beruht und die ständig in der Reproduktion des Arbeiters als Arbeiter und des Kapitalisten als Kapitalist resultieren muß.

*Die Rate des Mehrwerts* wird, wenn alle andern Umstände gleichbleiben, abhängen von der Proportion zwischen dem zur Reproduktion des Werts der Arbeitskraft notwendigen Teil des Arbeitstags und der für den Kapitalisten verrichteten *Mehrarbeitszeit* oder *Mehrarbeit*. Sie wird daher abhängen von dem *Verhältnis, worin der Arbeitstag über die Zeitspanne hinaus verlängert ist*, in der der Arbeiter durch seine Arbeit nur den Wert seiner Arbeitskraft reproduzieren oder seinen Arbeitslohn ersetzen würde.

## 9. Der Wert der Arbeit

Wir müssen nun zurückkommen auf den Ausdruck "*Wert oder Preis der Arbeit*".

Wir haben gesehen, daß er in der Tat nichts ist als die Bezeichnung für den Wert der Arbeitskraft, gemessen an den zu ihrer Erhaltung notwendigen Warenwerten. Da der Arbeiter aber seinen Arbeitslohn erst *nach* Verrichtung der Arbeit erhält und außerdem weiß, daß, was er dem Kapitalisten tatsächlich gibt, seine Arbeit ist, so erscheint ihm der Wert oder Preis seiner Arbeitskraft notwendigerweise als *Preis* oder *Wert seiner Arbeit selbst*. Ist der Preis seiner Arbeitskraft gleich 3 sh., worin 6 Arbeitsstunden vergegenständlicht, und arbeitet er 12 Stunden, so betrachtet er diese 3 sh. notwendigerweise als den Wert oder Preis von 12 Arbeitsstunden, obgleich diese 12 Arbeitsstunden sich in einem Wert von 6 sh. vergegenständlichen. Hieraus folgt zweierlei:

*Erstens*. Der Wert oder Preis der Arbeitskraft nimmt das Aussehn des *Preises oder Werts der Arbeit selbst* an, obgleich, genau gesprochen, Wert und Preis der Arbeit sinnlose Bezeichnungen sind.

*Zweitens*. Obgleich nur ein Teil des Tagewerks des Arbeiters aus *bezahlter*, der andre dagegen aus *unbezahlter* Arbeit besteht und gerade diese unbezahlte oder Mehrarbeit den Fonds konstituiert, woraus der *Mehrwert* oder *Profit* sich bildet, hat es den Anschein, als ob die ganze Arbeit aus bezahlter Arbeit bestünde.

Dieser täuschende Schein ist das unterscheidende Merkmal der *Lohnarbeit* gegenüber andern *historischen* Formen der Arbeit. Auf Basis des Lohnsystems erscheint auch die *unbezahlte* Arbeit als *bezahlt*. Beim *Sklaven* umgekehrt erscheint auch der bezahlte Teil seiner Arbeit als unbezahlt.

Natürlich muß der Sklave, um zu arbeiten, leben, und ein Teil seines Arbeitstags geht drauf auf Ersatz des zu seiner eignen Erhaltung verbrauchten Werts. Da aber zwischen ihm und seinem Herrn kein Handel abgeschlossen wird und zwischen beiden Parteien keine Verkaufs- und Kaufakte vor sich gehn, so erscheint alle seine Arbeit als Gratisarbeit.

Nehmt andererseits den Fronbauern, wie er noch gestern, möchte ich sagen, im ganzen Osten Europas existierte. Dieser Bauer arbeitete z.B. 3 Tage für sich auf seinem eignen oder dem ihm zugewiesenen Felde, und die drei folgenden Tage verrichtete er zwangsweise Gratisarbeit auf dem herrschaftlichen Gut. Hier waren also der bezahlte und der unbezahlte Teil der Arbeit sichtbar getrennt, zeitlich und räumlich getrennt; und unsre Liberalen schäumten über vor moralischer Entrüstung angesichts der widersinnigen Idee, einen Menschen umsonst arbeiten zu lassen.

Faktisch jedoch bleibt es sich gleich, ob einer 3 Tage in der Woche für sich auf seinem eignen Felde und 3 Tage umsonst auf dem herrschaftlichen Gut, oder ob er 6 Stunden täglich in der Fabrik oder Werkstatt für sich und 6 Stunden für den Lohnherrn arbeitet, obgleich in letzterem Fall der bezahlte und der unbezahlte Teil seiner Arbeit unentwirrbar miteinander vermengt sind, so daß die Natur der ganzen Transaktion durch die *Dazwischenkunft eines Kontrakts* und die am Ende der Woche erfolgende *Zahlung* völlig verschleiert wird. Die Gratisarbeit erscheint in dem einen Fall als freiwillige Gabe und in dem andern als Frondienst. Das ist der ganze Unterschied.

Wo ich also das Wort "*Wert der Arbeit*" gebrauche, werde ich es nur als landläufigen Vulgärausdruck für "*Wert der Arbeitskraft*" gebrauchen.

## **10. Profit wird gemacht durch Verkauf einer Ware zu ihrem Wert**

Unterstellt, eine Durchschnittsarbeitsstunde sei vergegenständlicht in einem Wert gleich 6 d. oder 12 Durchschnittsarbeitsstunden in 6 sh. Unterstellt ferner, der Wert der Arbeit sei 3 sh. oder das Produkt sechsstündiger Arbeit. Wenn nun in Rohstoff, Maschinerie usw., die bei der Produktion einer Ware aufgebraucht wurden, 24 Durchschnittsarbeitsstunden vergegenständlicht wären, so würde sich ihr Wert auf 12 sh. belaufen. Setze darüber hinaus der vom Kapitalisten beschäftigte Arbeiter diesen Produktionsmitteln 12 Arbeitsstunden zu, so wären diese 12 Stunden vergegenständlicht in einem zusätzlichen Wert von 6 sh. Der *Gesamtwert des Produkts* beliefe sich daher auf 36 Stunden vergegenständlichter Arbeit und wäre gleich 18 sh. Da aber der Wert der Arbeit oder der dem Arbeiter bezahlte Arbeitslohn nur 3 sh. betrüge, so würde der Kapitalist für die von dem Arbeiter geleisteten, in dem Wert der Ware vergegenständlichten 6 Stunden Mehrarbeit kein Äquivalent gezahlt haben. Verkaufte der Kapitalist diese Ware zu ihrem Wert von 18 sh., so würde er daher einen Wert von 3 sh. realisieren, für den er kein Äquivalent gezahlt hat. Diese 3 sh. würden den Mehrwert oder Profit konstituieren, den er einsteckt. Der Kapitalist würde folglich den Profit von 3 sh. nicht dadurch realisieren, daß er die Ware zu einem Preis *über* ihrem Wert, sondern dadurch, daß er sie zu *ihrem wirklichen Wert* verkauft.

Der Wert einer Ware ist bestimmt durch das in ihr enthaltne *Gesamtarbeitsquantum*. Aber ein Teil dieses Arbeitsquantums ist in einem Wert vergegenständlicht, wofür in Form des Arbeitslohns ein Äquivalent, bezahlt, ein Teil jedoch in einem Wert, wofür *kein*

Äquivalent bezahlt worden ist. Ein Teil der in der Ware enthaltenen Arbeit ist *bezahlte* Arbeit; ein Teil ist *unbezahlte* Arbeit. Verkauft daher der Kapitalist die Ware zu *ihrem Wert*, d.h. als Kristallisation des auf sie verwendeten *Gesamtarbeitsquantums*, so muß er sie notwendigerweise mit Profit verkaufen. Er verkauft nicht nur, was ihm ein Äquivalent gekostet, er verkauft vielmehr auch, was ihm nichts gekostet, obgleich es die Arbeit seines Arbeiters gekostet hat. Die Kosten der Ware für den Kapitalisten und ihre wirklichen Kosten sind zweierlei Dinge. Ich wiederhole daher, daß normale und durchschnittliche Profite gemacht werden durch Verkauf der Waren nicht *über*, sondern zu *ihren wirklichen Werten*.

# AKKUMULATION UND KRISE

ALEX CALLINICOS

## LESEFRAGEN

- Was bedeutet Kapitalakkumulation?
- Warum sind Krisen im Kapitalismus möglich?
- Wieso geht Marx von einem tendenziellen Fall der Profitrate aus?
- Wenn Produktivitätssteigerung die Profitrate nach unten treibt, weshalb investieren Kapitalist\*innen trotzdem?
- Welche Möglichkeiten gibt es, der fallenden Profitrate entgegenzuwirken?
- Was passiert in der Krise? Welche Funktion erfüllt sie?

Ein Hauptmerkmal des Kapitalismus, das ihn von anderen Produktionsweisen unterscheidet, ist die Akkumulation von Kapital. In Sklavenhalter- oder Feudalgesellschaften konsumiert der Ausbeuter die Masse des Mehrprodukts, das er den unmittelbaren Produzenten weggenommen hat. Die Produktion ist noch beherrscht vom Gebrauchswert, ihr Ziel ist die Konsumtion.

Das ändert sich mit der Vorherrschaft der kapitalistischen Produktionsweise. Der Großteil des aus den Arbeitern herausgepressten Mehrwerts wird nicht konsumiert. Vielmehr wird er in weitere Produktion reinvestiert. Diesen Prozess, durch den der Mehrwert unaufhörlich in die Produktion von noch größerem Mehrwert zurückgeführt wird, bezeichnet Marx als Kapitalakkumulation.

In einem berühmten Abschnitt im ersten Band des Kapitals zeigt Marx, wie dadurch in der kapitalistischen Klasse eine Ideologie der »Abstinenz« entsteht, die die Bourgeoisie anspornt, selbst ihren eigenen Konsum einzuschränken und so viel Mehrwert wie möglich anzusparen, damit er erneut investiert werden kann:

*Akkumuliert, Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten! »Die Industrie liefert das Material, welches die Sparsamkeit akkumuliert.« (A. Smith) Also spart, spart, das heißt rückverwandelt möglichst große Teile des Mehrwerts oder Mehrprodukts in Kapital! Akkumulation um der Akkumulation, Produktion um der Produktion willen, in dieser Formel sprach die klassische Ökonomie den historischen Beruf der Bourgeoisperiode aus.*

Aber, sagt Marx, das Motiv dafür ist nicht die Habgier (auch wenn der einzelne Kapitalist habgierig sein mag). Wir müssen nicht nach irgendeinem »natürlichen Hang zum Feilschen und Tauschen« in der menschlichen Natur suchen. Das System selbst schafft das Motiv des Kapitalisten:

*[...] soweit der Kapitalist personifiziertes Kapital ist [...], sind auch nicht Gebrauchswert und Genuss, sondern Tauschwert und dessen Vermehrung sein treibendes Motiv. [...] Als solches teilt er mit dem Schatzbildner den absoluten Bereicherungstrieb. Was aber bei diesem als individuelle Manie erscheint, ist beim Kapitalisten Wirkung des gesellschaftlichen Mechanismus, worin er nur ein Triebrad ist.*

Dieser »gesellschaftliche Mechanismus« ist die Konkurrenz zwischen den »vielen Kapitalien«, Wir haben gesehen, dass Marx der Auffassung war, »Wirkung der einzelnen Kapitalien aufeinander bewirkt eben, dass sie als Kapital sich verhalten müssen«. Das gilt insbesondere für die Akkumulation selbst. Ein Kapital, das den Mehrwert nicht reinvestiert, wird sich bald von seinen Rivalen überholt sehen, die in verbesserte Produktionsmethoden investiert haben, deshalb billiger produzieren und somit die Preise der Güter des ersteren Kapitals unterbieten können. Ein Kapital, das bei der Akkumulation versagt, wird bald in den Bankrott getrieben.

Der Akkumulationsprozess ist keine reibungslose oder glatte Angelegenheit, gerade weil er mit der Konkurrenz zwischen den Kapitalien untrennbar verbunden ist. Marx legt dar, dass der Akkumulationsprozess auch Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse ist. Er meint damit, dass die Gesellschaft nicht fortbestehen kann, wenn die Produktion nicht ständig erneuert wird, und das ist davon abhängig, ob die Kapitalisten den Wert, den sie auf dem Markt realisiert haben, wieder in die Produktion zurückführen.

Marx unterscheidet zwischen zwei Reproduktionsformen. Die einfache Reproduktion findet statt, wenn die Produktion auf dem gleichen Niveau wie zuvor erneuert wird, und die Wirtschaft nicht wächst, sondern stagniert. Erweiterte Reproduktion beinhaltet die Verwendung des Mehrprodukts zur Steigerung der Produktion. Letzteres ist im Kapitalismus die Norm.

Im zweiten Band des Kapitals analysiert Marx die Bedingungen, unter denen die einfache und die erweiterte Reproduktion stattfinden. Er zeigt, dass hier der Gebrauchswert eine sehr wichtige Rolle spielt. Damit die Reproduktion zustande kommt, muss nicht nur Geld zum Kauf von Arbeitskraft und Werkzeuge vorhanden sein. Es müssen auch Konsumgüter in ausreichender Menge vorhanden sein, um die Arbeiter zu ernähren, und Maschinerie, Rohstoffe usw., die sie in Bewegung setzen,

Marx teilt die Wirtschaft in zwei Hauptsektoren, die Abteilungen I und II. In Abteilung I der Wirtschaft werden die Produktionsmittel erzeugt: Maschinen in den Fabriken oder Rohstoffe im Bergbau beispielsweise. In Abteilung II werden Konsumgüter produziert: Nahrungsmittel, Kleidung usw. Marx zeigt, dass in beiden Abteilungen Güter in einem bestimmten Verhältnis zueinander produziert werden müssen, damit sowohl die einfache wie auch die erweiterte Reproduktion zustande kommen.

Doch ob eine solche Ausgewogenheit zwischen den verschiedenen Sektoren der Wirtschaft herstellt, ist weitgehend eine Frage des Zufalls. Die Kapitalisten produzieren nicht für den Eigenbedarf, sondern für den Markt. Es gibt keinerlei Garantie, dass das Produzierte tatsächlich auch konsumiert wird. Das setzt nämlich eine effektive Nachfrage für die Ware voraus. Mit anderen Worten, es muss sie nicht nur irgendjemand kaufen wollen, er oder sie muss auch das Geld dafür haben. Diese Nachfrage fehlt oft. Die Folge ist eine wirtschaftliche Krise.

Nehmen wir ein Beispiel: Die Kapitalisten in Abteilung I (Produktionsmittel) kürzen die Löhne ihrer Arbeiter, um die Mehrwertrate zu erhöhen. Diese Arbeiter werden dann nicht so viele Produkte der Abteilung II (Konsumgüter) kaufen können. Die Kapitalisten der Abteilung II könnten auf diesen Rückgang der Nachfrage auf ihren Märkten mit einer Reduzierung ihrer Aufträge für neue Anlagen und Ausrüstungen reagieren. Die Kapitalisten der Abteilung I, vom Rückgang der Nachfrage für ihre Produkte betroffen,

könnten Arbeiter entlassen, was die Kapitalisten in Abteilung II dazu bringt, das Gleiche zu tun, und so weiter. Diesen Prozess, von den bürgerlichen Ökonomen erst seit Erscheinen von J.M. Keynes „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ im Jahre 1936 wirklich verstanden, hatte Marx schon 70 Jahre früher im zweiten Band des Kapitals analysiert.

Die Möglichkeit ökonomischer Krisen gehört zum Wesen der Ware selbst. Rufen wir uns in Erinnerung, dass die einfache Warenzirkulation die Form  $W G W$  annimmt. Eine Ware wird verkauft, und das Geld wird eingesetzt, um eine andere Ware zu kaufen. Aber es gibt keinen zwingenden Grund, warum auf einen Verkauf ein weiterer Kauf folgen sollte. Nach dem Verkauf der Ware könnte sich der Verkäufer dazu entschließen, das erhaltene Geld einfach zu horten. Es herrschen oft Bedingungen, unter denen sich die Kapitalisten genau dafür entscheiden, weil eine zu niedrige Profitrate Neuinvestitionen nicht lohnend erscheinen lässt.

Daher ist die Ursache der Krise letztlich der ungeplante Charakter der kapitalistischen Produktion, in der »das Gleichgewicht – bei der naturwüchsigen Gestaltung dieser Produktion – selbst ein Zufall ist«. Das jedoch zeigt nur, dass Krisen möglich sind. Um zu verstehen, warum sie wirklich stattfinden, müssen wir tiefer in das Wesen des Akkumulationsprozesses eindringen.

Marx' Erklärung der Wirtschaftskrisen gründet auf einem Phänomen, das er Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate nannte, »in jeder Beziehung das wichtigste Gesetz der modernen politischen Ökonomie und das wesentlichste, um die schwierigsten Verhältnisse zu verstehen«.

Die Profitrate hat im Kapitalismus eine allgemeine Tendenz zu fallen, sagt Marx. Nicht nur in bestimmten Wirtschaftsbereichen, nicht nur in bestimmten Zeiten, sondern allgemein, und er verortet den Grund im stetigen Ansteigen der Arbeitsproduktivität. Um mit seinen Worten zu sprechen: »Die progressive Tendenz der allgemeinen Profitrate zum Sinken ist also nur ein der kapitalistischen Produktionsweise eigentümlicher Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit.«

Je höher die Arbeitsproduktivität, desto mehr Maschinerie und Rohstoffe setzt ein einzelner Arbeiter in Bewegung. Anders gesagt, die Menge des in Anlagen, Ausrüstung und Rohstoffe investierten konstanten Kapitals wächst relativ zu dem variablen Kapital, das zur Bezahlung der Arbeitslöhne gebraucht wird. In Wertbegriffen heißt das, dass die organische Zusammensetzung des Kapitals gestiegen ist. Und wie wir schon gesehen haben: Je höher die organische Zusammensetzung des Kapitals, desto niedriger ist die Profitrate, weil die Arbeitskraft die Quelle des Mehrwerts ist. Deshalb fällt die Profitrate in dem Maße, wie die Produktivität steigt.

Doch wenn das so ist, warum sollte ein Kapitalist jemals investieren, um die Produktivität zu erhöhen? Die Antwort lautet, dass er kurzfristig einen Vorteil daraus zieht und langfristig durch die Konkurrenz sowieso dazu gezwungen wird.

Erinnern wir uns, dass der individuelle Wert einer Ware, die tatsächlich in ihr verkörperte Arbeit, sich vom gesellschaftlichen oder Marktwert unterscheiden kann, der durch die durchschnittlichen Produktionsbedingungen in diesem Industriezweig bestimmt ist. Nehmen wir einen Einzelkapitalisten, der unter diesen durchschnittlichen Produktionsbedingungen produziert und nun eine neue Technik einführt, die die

Produktivität seiner Arbeiter über den Durchschnitt hebt. Der individuelle Wert seiner Waren wird unter ihren gesellschaftlichen Wert fallen, weil sie effizienter als allgemein üblich für diesen Industriezweig hergestellt werden. Der Kapitalist kann nun seine Preise auf einem Niveau festlegen, das zum einen niedriger ist als der gesellschaftliche Wert, und somit seine Konkurrenten unterbietet, zum anderen aber immer noch höher ist als ihr individueller Wert, und somit einen Extraprofit realisieren.

Doch diese Situation wird nicht ewig anhalten. Andere Kapitalisten werden die neue Technik einführen, um sich davor zu schützen, unterboten und aus dem Geschäft gedrängt zu werden. Wenn aber die Innovation in der Industrie zur Regel wird, wird der gesellschaftliche Wert fallen und sich dem individuellen Wert der Ware des innovativen Kapitalisten angleichen und somit dessen Vorteil aufheben.

Durch den Druck der Konkurrenz werden die Kapitalien also gezwungen, neue Techniken zu übernehmen und die Arbeitsproduktivität zu erhöhen. »Dasselbe Gesetz der Wertbestimmung durch die Arbeitszeit« wirkt so »als Zwangsgesetz der Konkurrenz«, schreibt Marx. Den einzelnen Kapitalisten interessiert »die Wertbestimmung als solche [...] nur, soweit sie die Produktionskosten der Ware für ihn selbst erhöht oder erniedrigt, also nur soweit sie ihn in eine Ausnahmeposition setzt«. Jeder Kapitalist ist daran interessiert, die Arbeitsproduktivität zu steigern, ausschließlich um seine Konkurrenten zu übertreffen. Die Folge ist, dass all die »vielen Kapitalien« gezwungen sind, sich dem Wertgesetz zu fügen und ständig die Arbeitsproduktivität zu erhöhen.

All diese eigennützigen Handlungen der Kapitalisten zielen darauf ab, ihren Arbeitern und ihren Konkurrenten möglichst viel Mehrwert zu entreißen, führen aber letztlich zur Senkung der allgemeinen Profitrate:

*Kein Kapitalist wendet eine neue Produktionsweise, sie mag noch so viel produktiver sein oder um noch so viel die Rate des Mehrwerts vermehren, freiwillig an, sobald sie die Profitrate vermindert. Aber jede solche neue Produktionsweise verwohlfeilert die Waren. Er verkauft sie daher ursprünglich über ihrem Produktionspreis, vielleicht über ihrem Wert. Er steckt die Differenz ein, die zwischen ihren Produktionskosten und dem Marktpreis der übrigen, zu höheren Produktionskosten produzierten Waren besteht. Er kann dies, weil [...] seine Produktionsprozedur [...] über dem Durchschnitt der gesellschaftlichen [steht]. Aber die Konkurrenz verallgemeinert sie und unterwirft sie dem allgemeinen Gesetz. Dann trifft das Sinken der Profitrate ein – vielleicht zuerst in dieser Produktionssphäre, und gleicht sich nachher mit den andren aus -, das also ganz und gar unabhängig ist vom Willen der Kapitalisten.«*

Diese Tendenz zum Fall der Profitrate spiegelt die Tatsache wider, dass »über einen gewissen Punkt hinaus [...] die Entwicklung der Produktivkräfte eine Schranke für das Kapital [wird]; also das Kapitalverhältnis eine Schranke für die Entwicklung der Produktivkräfte der Arbeit«. Die größere Arbeitsproduktivität, Ausdruck der wachsenden Macht der Menschheit über die Natur, nimmt innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse die Form einer wachsenden organischen Zusammensetzung des Kapitals an und somit einer fallenden Profitrate. Das ist der Prozess, der den ökonomischen Krisen zugrunde liegt. »In schneidenden Widersprüchen, Krisen, Krämpfen drückt sich die wachsende Unangemessenheit der produktiven Entwicklung der Gesellschaft zu ihren bisherigen Produktionsverhältnissen aus.«

Die fallende Profitrate ist aber nur der Ausgangspunkt von Marx' Analyse der kapitalistischen Krisen. Er betont, dass »gegenwirkende Einflüsse im Spiel sein [müssen],

welche die Wirkung des allgemeinen Gesetzes durchkreuzen und aufheben und ihm nur den Charakter einer Tendenz geben«, »ein Gesetz, dessen absolute Durchführung durch gegenwirkende Umstände aufgehalten, verlangsamt, abgeschwächt wird«. Tatsächlich »bringt hierwieder dieselbe Ursache, die die fallende Tendenz der Profitrate erzeugt, ein Gegengewicht gegen diese Tendenz hervor, das ihre Wirkung mehr oder minder paralysiert«.

Ein Beispiel: Die wachsende organische Zusammensetzung des Kapitals bedeutet, dass eine kleinere Zahl von Arbeitern eine gegebene Menge von Waren produzieren kann. Der Kapitalist könnte die überflüssigen Arbeiter entlassen – das kann ja von Anfang an sein Motiv für die Einführung der neuen Technik gewesen sein. Im Ergebnis erfordert die Akkumulation von Kapital die ständige Entfernung von Arbeitern aus der Produktion. Es entsteht nach Marx eine »relative Überbevölkerung«. Dabei ist es keineswegs so, wie Malthus und seine Nachfolger behaupten, dass es mehr Menschen als Nahrungsmittel gibt, um diese zu ernähren. Vielmehr gibt es mehr Menschen, als der Kapitalismus braucht, und so sieht sich der überschüssige Bevölkerungsanteil der Löhne beraubt, ohne die ein Arbeiter nicht existieren kann.

Die kapitalistische Wirtschaft erzeugt folglich eine »industrielle Reservearmee« von arbeitslosen Arbeitern, die eine entscheidende Rolle im Akkumulationsprozess spielt. Nicht nur, dass die Arbeitslosen einen Pool von Arbeitern bilden, die in neue Produktionszweige geworfen werden können. Sie tragen dazu bei, die Löhne nicht übermäßig ansteigen zu lassen.

Die Arbeitskraft hat wie jede Ware einen Wert – die Arbeitszeit, die für ihre Produktion benötigt wird, und einen Preis – die Geldmenge, die für sie gezahlt wird. Der Preis der Arbeitskraft ist der Lohn, und wie alle Marktpreise schwanken die Löhne in Reaktion auf Anstieg und Rückgang bei Angebot und Nachfrage der Arbeitskraft. Das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee sorgt für ein ausreichendes Angebot an Arbeitskraft, was einen Anstieg des Preises der Arbeitskraft über ihren Wert verhindert. So schreibt Marx: »Im großen und ganzen sind die allgemeinen Bewegungen des Arbeitslohns ausschließlich reguliert durch Expansion und Kontraktion der industriellen Reservearmee.«

Das bedeutet nicht, dass Marx an das »eherne Lohngesetz« glaubte, demzufolge die Löhne nicht über das rein physische Existenzminimum steigen können. Wie er in der Kritik des Gothaer Programms betonte, stützt sich dieses »Gesetz« auf die Malthus'sche Bevölkerungstheorie und ist deshalb völlig irrig. Wie wir gesehen haben, gehört zum Kapitalismus eine ständige Steigerung der Arbeitsproduktivität. Das führt zwangsläufig zu einer ständigen Senkung des Werts der Waren, einschließlich der Arbeitskraft. Die sinkenden Werte der Konsumgüter bedeuten, dass die Kaufkraft der Löhne der Arbeiter gleich bleiben oder sogar steigen kann, während der Wert der Arbeitskraft gefallen ist. Daher kann der Lebensstandard der Arbeiter in absoluten Werten gemessen sehr wohl steigen. Zugleich verschlechtert sich ihre Position jedoch relativ, weil in Folge des Anstiegs der Mehrwertrate ihr Anteil am gesamten Wert, den sie geschaffen haben, fällt.

Das Vorhandensein einer industriellen Reservearmee stärkt die Position des Kapitalisten und erleichtert es ihm, die Mehrwertrate zu erhöhen. Dann steigt auch die Profitrate (vorausgesetzt die Gesamtmenge des Kapitals bleibt gleich). Eine größere

Ausbeutungsintensität ist daher einer der Mechanismen, die der fallenden Profitrate entgegenwirken.

Eine Erhöhung der Ausbeutungsrate ist jedoch eine zweiseitige Sache. Wenn sie durch eine Erhöhung der Arbeitsproduktivität erreicht wird, dann wird die organische Zusammensetzung des Kapitals steigen, und deshalb wird in diesem Fall die höhere Mehrwertrate eine niedrigere Profitrate bedeuten. Marx nahm an, dass eine solche Situation für den tendenziellen Fall der Profitrate typisch ist. Er lehnte jeden Versuch ab, Wirtschaftskrisen damit zu erklären, dass Arbeiter größere Lohnsteigerungen durchsetzen:

*Das tendenzielle Sinken der Profitrate ist verbunden mit einem tendenziellen Steigen in der Rate des Mehrwerts [...]. Nichts albernere daher, als das Sinken der Profitrate aus einem Steigen in der Rate des Arbeitslohns zu erklären, obgleich auch dies ausnahmsweise der Fall sein mag. [...] Die Profitrate fällt nicht, weil die Arbeit unproduktiver, sondern weil sie produktiver wird. Beides, Steigen der Rate des Mehrwerts und Fallen der Rate des Profits, sind nur besondere Formen, worin sich wachsende Produktivität der Arbeit kapitalistisch ausdrückt.*

Marx legt dar, dass das Gleiche auch für einen zweiten gegenwirkenden Einfluss gilt, die Verbilligung der Bestandteile des konstanten Kapitals. Steigende Produktivität in Abteilung I, der Produktion von Produktionsmitteln, heißt, dass der Wert der Anlagen, der Maschinerie usw., die das konstante Kapital ausmachen, fällt:

*Mit dem Wachsen der Proportion des konstanten Kapitals zum variablen wächst auch die Produktivität der Arbeit, die produzierten Produktivkräfte, mit denen die gesellschaftliche Arbeit wirtschaftet. Infolge derselben zunehmenden Produktivität der Arbeit wird ein Teil des vorhandenen konstanten Kapitals beständig entwertet, indem sein Wert sich nicht nach der Arbeitszeit richtet, die es ursprünglich gekostet hat, sondern nach der Arbeitszeit, mit der es reproduziert werden kann, und diese beständig abnimmt mit der zunehmenden Produktivität der Arbeit.*

Viele Kritiker von Marx (auch einige Marxisten) haben argumentiert, dass die Verbilligung der Bestandteile des konstanten Kapitals als Ergebnis der steigenden Arbeitsproduktivität zur Folge hat, dass die organische Zusammensetzung des Kapitals nicht steigt und deshalb die Profitrate nicht fällt. Obwohl die technische Zusammensetzung des Kapitals, mit anderen Worten das physische Verhältnis von Produktionsmitteln zu Arbeitskraft, enorm anwächst, bleibe die Proportion in Wertbegriffen gleich, weil die Kosten zur Produktion der Produktionsmittel gefallen seien. Sie übersehen, dass für den Kapitalisten nur zählt, welchen Ertrag er aus seiner ursprünglichen Investition zieht. Mit dem für die Anlage, die Ausrüstung usw. vorgeschossenen Geld hat er diese Produktionsmittel zu ihrem ursprünglichen Wert gekauft und nicht zum Wert der Arbeitszeit, die jetzt verausgabt werden müsste, um sie zu ersetzen. Er muss einen angemessenen Profit in Bezug auf jene Investition machen, und nicht in Bezug auf Kosten, die ihm unter gegenwärtigen Bedingungen entstünden.

Doch schauen wir uns nun die Krisen selbst an.

Es sind tatsächlich in erster Linie die Krisen, die den Wert des konstanten Kapitals in Übereinstimmung bringen mit »der Arbeitszeit, mit der es reproduziert werden kann«, und nicht mit »der Arbeitszeit, die es ursprünglich gekostet hat«. Wirtschaftskrisen können durch unterschiedliche Faktoren ausgelöst werden. Zum Beispiel durch einen plötzlichen

Preisanstieg bei einem wichtigen Rohstoff – wie bei der Vervierfachung der Ölpreise 1973/74. Oft haben Krisen ihren Ausgangspunkt in einer Störung im Finanzsystem – zu Beispiel dem Bankrott einer großen Bank oder einem Börsenkrach. Ein großer Teil des dritten Bands des Kapitals ist der Erklärung gewidmet, wie die Entwicklung des Kreditsystems – das zum Ergebnis hat, dass immer mehr Geld von den Banken selbst geschaffen wird – eine entscheidende Rolle sowohl bei der Verhinderung wie auch bei der Entstehung von Krisen spielt. Doch die Krise findet ihre tiefer liegende Ursache stets im tendenziellen Fall der Profitrate und den aus ihr wachsenden gegenwirkenden Einflüssen.

Wir haben gesehen, dass es in der Natur der Ware liegt, dass W-G nicht notwendigerweise zu G-W führt. Das beim Verkauf einer Ware eingenommene Geld kann gehortet, statt für den Kauf einer anderen Ware verwendet zu werden. Das geschieht in gewaltigem Ausmaß in einer Wirtschaftskrise. Riesige Warenmengen finden dann keinen Käufer.

Das unterscheidet den Kapitalismus von früheren Produktionsweisen. In Sklavenhalter- und Feudalgesellschaften waren Krisen solche der Unterproduktion, der Knappheit, in denen es nicht genug gab, um alle zu ernähren. Kapitalistische Krisen dagegen sind solche der Überproduktion. Das bedeutet nicht, wie Marx betont, »dass die Masse der Produkte überflüssig wäre im Verhältnis zu den Bedürfnissen für sie [...] Die Schranke der Produktion ist der Profit der Kapitalisten, keineswegs das Bedürfnis der Produzenten«. Es wurden zu viele Waren produziert, um für den Kapitalisten einen angemessenen Profit zu realisieren. Wenn wir nach einem Beispiel suchen, brauchen wir nicht weiter blicken als zu den Butterbergen und Weinseen, die geschaffen wurden, um den Preis landwirtschaftlicher Güter hoch zu halten, während mehr als 700 Millionen Menschen in der Dritten Welt hungern.

Krisen werden durch die inneren Widersprüche der Kapitalakkumulation hervorgerufen und sind zugleich »immer nur momentane gewaltsame Lösungen der vorhandenen Widersprüche«. Diese Lösung nimmt die Form der Entwertung oder Abschreibung des Kapitals an, wie Marx es ausdrückte. Der Zusammenbruch der Märkte für ihre Güter zwingt viele Kapitalien aus dem Geschäft. Eine große Masse Kapital wird so vernichtet.

Die Vernichtung von Kapital geschieht bisweilen buchstäblich – Maschinen verrotten, gelagerte Güter verrotten oder werden zerstört. Doch fallende Preise löschen auch große Teile des Werts der Produktionsmittel aus. »Zerstörung des Kapitals durch Krisen [bedeutet] Depreziation [Entwertung] von Wertmassen, die sie hindert, später wieder ihren Reproduktionsprozess als Kapital auf derselben Stufenleiter zu erneuern«. Auf diese Weise, durch Wirtschaftskrisen, wird der Wert des konstanten Kapitals in Übereinstimmung, gebracht, nicht mit der Arbeitszeit, die ursprünglich für seine Produktion eingesetzt wurde, sondern mit dem, was es jetzt kosten würde, es zu erneuern. So wird die organische Zusammensetzung des Kapitals herabgesetzt, und die Profitrate erholt sich wieder.

Deshalb dienen Krisen dazu, das Kapital in einen Zustand zurückzusetzen, in dem es wieder rentabel eingesetzt werden kann:

*Die periodische Entwertung des vorhandenen Kapitals, die ein der kapitalistischen Produktionsweise immanentes Mittel ist, den Fall der Profitrate aufzuhalten und die Akkumulation von Kapitalwert durch Bildung von Neukapital zu beschleunigen, stört die gegebenen Verhältnisse, worin sich der Zirkulations- und Reproduktionsprozess*

*des Kapitals vollzieht, und ist daher begleitet von plötzlichen Stockungen und Krisen des Produktionsprozesses.*

Aber Krisen wirken der Tendenz zum Fall der Profitrate auch noch auf andere Weise entgegen. Marx schreibt, »dass die Krisen jedes Mal gerade vorbereitet werden durch eine Periode, worin der Arbeitslohn allgemein steigt und die Arbeiterklasse realiter größeren Anteil an dem für die Konsumtion bestimmten Teil des jährlichen Produkts erhält«.

Das spiegelt die Tatsache wider, dass auf der Höhe des wirtschaftlichen Aufschwungs viele Waren knapp werden, weil sie von so vielen Kapitalien nachgefragt werden, die darauf erpicht sind, einen größtmöglichen Marktanteil zu ergattern. Das gilt auch für die Arbeitskraft: Wenn sich der Gang des wirtschaftlichen Wachstums beschleunigt, verringert sich die industrielle Reservearmee, und die Arbeiter, insbesondere die Facharbeiter, werden rar. Die verbesserte Verhandlungsposition der Arbeiter ermöglicht es ihnen, den Preis der Arbeitskraft in die Höhe zu treiben. Eine Wirtschaftsrezession, die die Arbeitslosigkeit ansteigen lässt, macht es den Unternehmern leichter, die Löhne zu drücken und den Arbeitern, die noch beschäftigt sind, schlechtere Arbeitsbedingungen aufzunötigen.

Krisen sind daher Zeiten, in denen das kapitalistische System reorganisiert und umgestaltet wird, um die Profitrate auf ein Niveau zurückzuführen, auf dem wieder Investitionen getätigt werden. Nicht alle Kapitalien haben den gleichen Nutzen von diesem Prozess. Die schwächeren und weniger effizienten Unternehmen sowie die durch veraltete Maschinerie besonders belasteten werden aus dem Geschäft gedrängt. Die stärkeren und produktiveren Kapitalien überleben und gehen gestärkt aus der Rezession hervor. Sie können Land und Produktionswerkzeuge zu Tiefstpreisen kaufen und den Arbeitern Änderungen im Arbeitsprozess aufzwingen, die die Mehrwertrate erhöhen.

Krisen tragen deshalb zu dem Prozess bei, den Marx die Zentralisation und Konzentration des Kapitals nannte. Konzentration findet statt, wenn Kapitalien in ihrer Größe durch die Akkumulation von Mehrwert anwachsen. Zentralisation hat dagegen zur Folge, dass kleinere durch größere Kapitalien aufgesogen werden. Der Konkurrenzprozess fördert bereits diesen Trend, weil die produktiveren Firmen ihre Konkurrenten unterbieten und sie dann übernehmen können. Aber Wirtschaftskrisen beschleunigen diesen Prozess noch, indem sie es den überlebenden Kapitalien ermöglichen, Produktionsmittel billig aufzukaufen. Eine beständige Vergrößerung der Einzelkapitalien ist deshalb unvermeidlicher Bestandteil des Akkumulationsprozesses.

»Der charakteristische Lebenslauf der modernen Industrie«, schreibt Marx, hat »die Form eines durch kleinere Schwankungen unterbrochenen [...] Zyklus von Perioden mittlerer Lebendigkeit, Produktion unter Hochdruck, Krise und Stagnation«. Der Wechsel zwischen Auf- und Abschwung ist eine wesentliche Eigenschaft der kapitalistischen Wirtschaft. Oder wie Trotzki sagte, »der Kapitalismus lebt durch Krisen und Aufschwünge, genauso wie ein Mensch durch Einatmen und Ausatmen lebt. [...] Krisen und Aufschwünge sind dem Kapitalismus seit seiner Geburt eigen; sie werden ich bis zu seinem Grab begleiten«.

Marx entwickelt im Kapital eine Analyse, wie Krisen in die Akkumulation des Kapitals eingebaut sind, auf einem ziemlich hohen Abstraktionsniveau. Es muss noch herausgearbeitet werden, wie mit wachsender Reife des Kapitalismus und der damit verbundenen Zentralisation und Konzentration des Kapitals die Krisen immer weniger ihre bereinigende Wirkung zur Wiederherstellung rentabler Akkumulationsbedingungen

spielen. Das werden wir im letzten Kapitel zeigen. Dennoch legt Das Kapital die Grundlage für jeden Versuch, die kapitalistische Wirtschaft zu verstehen.